

Ulrich Back, Thomas Höltken und Dorothea Hochkirchen, **Der Alte Dom zu Köln. Befunde und Funde zur vorgotischen Kathedrale**. Mit Beiträgen von Karl Hans Wedepohl und Andreas Kronz sowie von Ruth Stinnesbeck, von Clemens M. M. Bayer, von Vera Holtmeyer-Wild und ferner einer Schlussbetrachtung von Georg Hauser. Studien zum Kölner Dom, Band 12. Verlag Kölner Dom, Köln 2012. 660 Seiten mit 143 Abbildungen, 65 Tafeln, 11 Planbeilagen, 1 DVD.

Mit dem jetzt vorgelegten Werk findet ein Vorhaben seinen vorläufigen Abschluss, das am 21. Mai 1946 begann. Um diese Zeitspanne zu ermessen, mag ein kurzer Hinweis auf die damaligen Zeitumstände nützlich sein. Es war gut ein Jahr nach Kriegsende; das Ausmaß der Zerstörung und des täglichen Mangels ist heute nur noch schwer vorstellbar. Die für den Kölner Dom Verantwortlichen hielten es trotz der damals sehr beschränkten Mittel für richtig und wichtig genug, in der wegen Kriegsschäden nicht benutzbaren Kirche archäologische Untersuchungen durchzuführen, vor allem mit dem Ziel, etwas über den karolingi-

schen Vorgänger des gotischen Baus in Erfahrung zu bringen. Sechsendsechzig Jahre später erscheint die Publikation der Ergebnisse, in einer Zeit, da der private und öffentliche Wohlstand eine niemals zuvor erlebte Höhe erreicht hat, in der aber die nordrhein-westfälische Landesregierung die für denkmalpflegerische Aufgaben bislang bereitgestellten Mittel in Zukunft anderweitig disponiert – und dies nicht etwa, weil alle Aufgaben erfüllt wären. Die Werte haben heute eine andere Rangordnung.

Zum Wandel gehört auch, dass damals zwar die methodischen Prinzipien der archäologischen Dokumentation die gleichen waren wie heute, dass aber die Standards und die technischen Möglichkeiten sich verändert haben. Große archäologische Vorhaben übergreifen Generationen – vier waren es bisher in der Leitung der Domgrabung, von Otto Doppelfeld angefangen. Eine Fülle von teilweise umfangreichen Publikationen über die Befunde und deren Interpretation ist über die Jahrzehnte entstanden, die erste bereits 1948.

Als Teile der abschließenden Gesamtpublikation gingen dem hier zu besprechenden Band bereits diejenigen zu den »Frühen Kirchen unter dem Kölner Dom« von Sebastian Ristow 2002 und zur »Baugeschichte des Kölner Domes nach archäologischen Quellen«, die Ergebnisse zum gotischen Bau behandelnd, von Ulrich Back und Thomas Höltken 2008 voran. Ein nachfolgender Band, hier mehrfach angekündigt, soll die römischen Befunde behandeln. Den jetzt vorgelegten Band kennzeichnet schon die Ausstattung – eine Kasette in Crème und feinem Braun, drei Lesebändchen – als denjenigen, der dem Leitthema der Grabung gewidmet ist. Der Band ist sorgfältig redigiert; Druckfehler finden sich so gut wie nicht. Kolumnentitel mit Nennung von Verfasser und Kurztitel wären bei der Vielzahl der Beiträge und ihrem Volumen praktisch gewesen. (Sie sind nur bei zwei Beiträgen und den Tafeln vorhanden.) Bedauerlicherweise sind zwischen die einzelnen Fußnoten keine Leerzeilen eingeschoben, was im Falle vieler und langer Fußnoten wie in dem Text von Back frustrierende Sucharbeit zur Folge hat.

Auf 660 Seiten und der zugehörigen DVD ist das in sechsendsechzig Jahren gesammelte Informationsgut in teilweise sehr konzentrierter Form gespeichert. Vor der Aufgabe, diese gewaltige Masse in einer für eine Rezension angemessenen Zeit zu rezipieren und kritisch zu durchleuchten, muss der Rezensent resignieren, auch wenn er seit nunmehr fünfzig Jahren die Diskussion um die Grabungen verfolgt und viele Details an Ort und Stelle mit den Ausgräbern diskutiert hat. Es zeigt sich, dass in der jetzt möglichen Zusammenschau Befunde wie zum Beispiel der viel diskutierte vermeintliche Schlüsselbefund der Schwarzen Schicht B1108 neu zu bewerten sind. Dem Rezensenten bleibt eigentlich nur, Fragen zu stellen und Anmerkungen zu machen.

Zunächst aber zum Aufbau des Bandes. Kern ist die Vorstellung der Befunde im Kapitel zum Alten

Kölner Dom von Ulrich Back auf achtzig Seiten. Zugunsten eines flüssigen, übersichtlich gegliederten Textes sind sehr viele Detailbefunde und Detaildiskussionen in die Fußnoten geschoben worden, die selbst im Kleindruck den Text an Umfang erheblich übertreffen. Weitere Informationen, die in Text und Fußnoten nicht verzeichnet sind, finden sich in dem ebenfalls von Ulrich Back verantworteten Befundkatalog (S. 349–512) sowie in der »Beschreibung der umgesetzten Grabungszeichnungen« von Ruth Stinnesbeck (S. 253–293 Taf. 1–13). Im Inhaltsverzeichnis und im Titel des Beitrags ist als Autorin nur »R. S.« angegeben, im Kolumnentitel »Beitrag Back/Stinnesbeck«. Entsprechendes gilt für »Die Grabungsbefunde des Alten Doms in fotografischen Ansichten« von Vera Holtmeyer-Wild (S. 294 Taf. 14–39). Die Befundvorstellung beginnt mit der Lage und den Vorgängerbauten des Alten Domes und reicht bis zu Baumaßnahmen, die dem gotischen Neubau seit 1248 unmittelbar vorangehen. Nebenbei: Was verstehen die Autoren bei der Befundbeschreibung rein praktisch unter einem Mörtelstrich »mit vielen kleinen verschiedenfarbigen Steinbrocken, mattglänzend geschliffen«? Doch wohl »mit dem damals üblichen Schuhwerk belaufen«?

Von der Periodenzählung, die Otto Doppelfeld eingeführt hat und derzufolge der Alte Dom, also der unmittelbare Vorgänger des gotischen Domes, die Bezeichnung »Periode VII« erhielt und die von Georg Hauser und Sebastian Ristow geändert wurde, ist hier nicht mehr die Rede, mit gutem Grund.

Thomas Höltken hat den Abschnitt »Die karolingischen und hochmittelalterlichen Funde der Domgrabung« verfasst (S. 93–132). Den Schwerpunkt bildet die Einordnung dieser Keramikfunde in die Typologie und Chronologie der Kölner Keramik dieser Zeit, die sich jetzt vor allem aus den Funden der Heumarktgrabung ergibt und die durch datierte Fundkomplexe aus dem rheinischen Raum ergänzt wird. Das Ziel ist vor allem die Datierung des Alten Domes durch die Keramik. Die Vorstellung der übrigen Kleinfunde nimmt demgegenüber einen verhältnismäßig geringen Raum ein. Der Abschnitt »Zur Chronologie karolingischer Architektur im Lichte der Steinbearbeitungstechnik« (S. 133–198) von Dorothea Hochkirchen bietet, wie der Titel andeutet, einen Rundgang durch die Architektur der Jahrzehnte um 800 vor allem im Hinblick auf die Verwendung der Zahnfläche und des Zahneisens und weiterer bautechnischer Merkmale sowie der Bauskulptur wiederum mit dem Ziel, Anhaltspunkte zur Datierung des Alten Domes zu gewinnen. Der Überblick über die Verwendung der gezähnten Werkzeuge im frühen und hohen Mittelalter ist Pionierarbeit und als solche hochwillkommen.

Es folgt der Beitrag »Die Verglasung des Alten Domes in Köln« von Karl Hans Wedepohl und Andreas Kronz (S. 199–204). Darin werden karolingerzeitliche Flachgläser chemisch analysiert und mit entsprechenden Proben von anderen Fundorten verglichen. Allgemein wird in karolingischer Zeit die Herstellung

von Sodakalkglas, zu dem die Mehrzahl der Kölner Proben gehört, aufgegeben zugunsten der von (früher) Holzscheglas. Die in diesem Band erörterte Frage, ob der Alte Dom um 800 oder um 860/70 errichtet wurde, kann damit nicht entschieden werden.

›Zwischenbilanz zum Alten Dom und seiner Vorgängerbebauung. Zusammenfassung der vorangehenden Beiträge‹ ist ein von Ruth Stinnesbeck verfasster Abschnitt betitelt (S. 205–212). Er bietet einen kurzgefassten, leider nur sparsam mit Befundnummern versehenen Überblick über die Vorgeschichte, die Rekonstruktion und vor allem die Datierungsargumente zum Alten Dom. Die über die Jahrzehnte hin umstrittene zeitliche Einordnung wird in Übereinstimmung mit den übrigen Autoren des Bandes in die Zeit des Bischofs und späteren Erzbischofs Hildebald um 800 gesetzt, wobei die Keramikchronologie und die Zahn-eisenverwendung als entscheidende Hinweise gelten.

Der einzige Beitrag, der dem Datierungskonsens des Bandes widerspricht, ist derjenige von Clemens M. M. Bayer, ›Alkuin und der Kölner Dom. Beobachtungen zu den Carmina 107,2 und 107,3‹ (S. 213–229). Es handelt sich um die Besprechung zweier Alkuintexte für Widmungsinschriften an metallenen Altarverkleidungen. Sie galten – und tun es noch – als die wichtigsten schriftlichen Zeugnisse für einen Domneubau kurz vor 800. Dem steht aber die Nachrichten über eine Weihe 870 oder eher 873 gegenüber. Gäbe es nur eine der beiden Quelledatierungen, wäre man mit dieser sicher zufrieden – sind doch ganz allgemein viele der Baunachrichten, auf die sich die Architekturgeschichte üblicherweise stützt, problematischer als jedes der beiden möglichen Kölner Baudaten. Indessen haben die Versuche, beide miteinander zu verbinden, bislang zu keinem überzeugenden Ergebnis geführt.

Eine der beiden Altarverkleidungen war, so das bisher als einheitlich aufgefasste Carmen 107, 2, von Karl dem Großen für einen Petrusaltar gestiftet und von Hildebald ausgeführt worden. Das andere Gedicht galt einem Maria und Medardus geweihten Altar. Das entspräche der gut belegten Kölner Bipolarität von einem Hauptaltar für Petrus im Westen und einem für Maria im Osten. Bayer zeigt indessen, dass in dem ersten Text drei unterschiedliche Widmungsinschriften enthalten sind, von denen die beiden ersten sich auf den Petrusaltar beziehen, die im dritten Teil enthaltene wohl für ein (Haupt-)Portal gedacht war. Der Text über Maria und Medardus (Carmen 107, 3) war hingegen offensichtlich gar nicht für Köln bestimmt.

Franz-Josef Schmale, der in seinem Kolloquiumsbeitrag 1996 die erste moderne Analyse der Schriftquellen zum Dom publizierte, erklärt die in der Überlieferung für die Zeit um 800 fehlende Domweihe dadurch, dass sie für diese Zeit liturgisch noch nicht erforderlich gewesen sei. Dem widerspricht nun Bayer. Er gewichtet die Nachrichten zur Weihe von 870 oder eher 873 hoch und entwirft eine Abfolge der Ereignisse, nach der eine für 857 berichtete Beschädigung des Domes (Blitzschlag) Anlass zu einem Neubau gege-

ben habe, der 873 geweiht worden sei – eben der Alte Dom. Im Bewusstsein, dass dies zwar aus der Interpretation der Quellen notwendig hervorgehe, aber im Widerspruch zu den archäologischen Befunddeutungen stehe, präsentiert Bayer sein Ergebnis mit ausdrücklicher Reserve. Eine ausführliche Analyse aller wichtigen Textquellen zu diesem Thema ist durch den Autor in Aussicht gestellt worden.

Am Schluss des Textteils steht der Beitrag von Georg Hauser ›Der Alte Dom und seine Vorgeschichte. Grundzüge der Forschung 1946–2012‹ (S. 231–250). Wichtig ist der Abriss zur älteren Grabungs- und Forschungsgeschichte (S. 234–239). Hauser verblüfft seine Leser mit der Mitteilung, dass im Depot noch fünfeinhalbtausend Stücke von bemaltem Wandputz lagern, die bis auf eine kleine, von Rolf Lauer in einem Tagungsbeitrag mündlich vorgestellte Gruppe unbekannt sind – und das seit über vierzig Jahren. Es sollte sich nach neueren Publikationen herumgesprochen haben, welche auch baugeschichtlich relevanten Schätze hier zu heben sind, man denke an Corvey, Paderborn oder Reichenau-Oberzell. Nebenbei: Bei allem Verständnis für Kölner Lokalpatriotismus, das hier herangezogene Soester Stadtsiegel (Abb. 140) stellt zwar den Heiligen Petrus als Symbol für den Stadtherrn dar, doch hält dieser mitnichten ein Abbild des Domes in der Hand, sondern die Westfassade des romanischen Westwerks der St.-Patrokli-Stiftskirche (sofern nicht nur eine Vergegenwärtigung des Himmlichen Jerusalem gemeint ist).

An dieser Stelle seien zwei Desiderate vermerkt: Vielleicht können sich die Verfasser der Befunddarstellungen, die ihre Befunde im Kopf haben, nicht vorstellen, wie hilfreich für das Verständnis ein (selbstverständlich schematisiertes und vielleicht überhöhtes) Längsprofil mit Eintragung der wichtigen und häufig angesprochenen Fußbodenniveaus wäre. Gleichmaßen ist dem von außen herantretenden Leser nicht begreiflich, warum es in all den Jahren nicht möglich gewesen ist, in die Pläne 1a/b und 3a/b die Störungen durch jüngere Fundamente, Baugruben und Gräber einzutragen und damit deren Verständnis zu fördern. Es ist übrigens unnötigerweise etwas schwierig, angesichts fehlender Maßstäbe und in wechselnden, in einem Falle sogar ungeraden Entfernungen angeordneter Koordinatenstriche die Maße aus den Profilen abzugreifen.

Die zweite Hälfte des Bandes füllen ein Tafelteil mit den beiden oben schon genannten Beiträgen zu den Grabungszeichnungen und zu den fotografischen Ansichten sowie die Kataloge der Befunde und Funde.

Was sich die Herausgeber bei der Edition der DVD gedacht haben, bleibt mir als EDV-Laien ein Rätsel. Der Leser sei auch gewarnt: Ohne fachliche Hilfe riskiert man zeitfressende PC-Abstürze. Über dreißig Dateien in den Formaten DWG und DXF sind ohne sehr teures CAD-Equipment oder fachliche Hilfe schlicht unlesbar. Reicht nicht die Internetversion, vielleicht mit einigen Reserve-DVDs?

Die Autoren haben ihr inhaltsreiches Werk sorgfältig, mit erfreulicher Sachlichkeit – zumal angesichts

der früheren, temperamentvoll geführten Diskussionen –, großem Arbeitsaufwand und übersichtlich erarbeitet. Angesichts der komplexen Materie ist es aber kein Wunder, dass Fragen offen bleiben. Eine davon wäre, warum auf eine neue architekturgeschichtliche Einordnung verzichtet wurde. In der bisherigen Diskussion galt, dass der Alte Dom nicht vor der zweiten Hälfte des zehnten und dann im elften Jahrhundert einer Reihe von Bauten zum Vorbild diente. Neue Forschungen laden zu einer neuen Betrachtung ein. Die Ausführungen von Back (S. 84) referieren nur die bisherige Literatur.

Nach Ausweis des bekannten Widmungsbildes im Hillinus-Codex waren die Querarme des Domes niedriger als das Mittelschiff. Diese in der einschlägigen Literatur allgemein akzeptierte Interpretation (vgl. dazu hier S. 243) hat viel für sich, angesichts der in den hochmittelalterlichen Architekturdarstellungen üblichen Mischung von realistischer Wiedergabe mit Fantasiearchitektur ohne realen Hintergrund scheint sie mir indessen weniger sicher als allgemein angenommen. In Köln werden die Querhausfundamente durch das Mittelschiff geführt. Auf ihrer jeweils zur Apsis gewendeten Seite verlaufen sie auf den Sehnen der Apsiden, auf den einander zugewandten Seiten quer durch das Mittelschiff, wo sie als sogenannte Spannmauern für Gurtbögen gedient haben (S. 68; 70). In ihrer Breite und Tiefe unterscheiden sich die Fundamente der Querarme nicht von denen des Langhausmittelschiffs, was weder für noch gegen hohe oder niedrige Querarme spricht, wobei die hohen Querarme und die Ausbildung vierungsartiger Räume nach frühchristlichen und merowingischen Vorläufern auf der Reichenau in Mittelzell, geweiht 816, und in Seligenstadt, um 830, hervortreten (Th. Ludwig, *Architectura* 24, 1994, 129–140).

Ein verblüffendes Gegenstück hinsichtlich der Ostwestsymmetrie ist die durch die Arbeit von Adolf Neyses neu ins Blickfeld getretene Benediktinerabteikirche Maximin in Trier. Deren Baudaten (Baubeginn 934 oder bald danach, Weihe der Ostteile 942, der Westteile 949) sind bekannt. Durch die ganz ungewöhnliche Ausrichtung der westlichen Apsiden nach Westen wird die Ostwestsymmetrie zur letzten Konsequenz getrieben, andererseits wird das Aufgehende außen durch den Gegensatz von dreiteiligem Westbau gegenüber dem dreiapsidalen Ostende erheblich variiert. Statt der vor die Seitenschiffe vorspringenden Querarme in Köln gibt es in Trier an den östlichen und westlichen Enden je eine von Neyses sicher richtig als »Obergeschosskapelle« bezeichnete Erhöhung des Seitenschiffs, die von je einem Treppenturm zugänglich gemacht und gleichzeitig in der Außenansicht akzentuiert wird – also eine durch sieben oder gar doppelt so viele Jahrzehnte getrennte Auseinandersetzung mit dem gestalterischen Problem der Doppelhörigkeit mit vier beziehungsweise acht Nebentalarstellen.

Ein weiterer Punkt wäre die Westkrypta. Die Beispiele für die unter der Apsis einander kreuzenden Gänge zwischen viertelkreisförmigen Stützen (vor allem Werden, etwa 840–849, und Meschede, um oder

vor 900) hat Hilde Claussen (in: G. Borchers [Hrsg.], *Beiträge zur rheinischen Kunstgeschichte und Denkmalpflege II* [Düsseldorf 1974] 321–334) zusammengestellt. Die drei Ostkammern in Köln erinnern zum Beispiel an Fulda-Petersberg, geweiht 838 (vgl. F. Oswald, *Zeitschr. Dt. Ver. Kunstwiss.* 65, 2011, 93–114). Mit diesen Vergleichsbeispielen wären wir im zweiten und dritten Drittel des neunten Jahrhunderts.

Die Ostkrypta ist nur sehr fragmentarisch erhalten, was besonders bedauerlich ist, weil sie nach Renate Kroos aufgrund der hier aufgeführten Reliquien einen höheren Rang als die Westkrypta einnahm. Der Rekonstruktionsversuch von Back ist wohl besser begründet als der von Willy Weyres. Für beide gilt, dass die unter Bz205 beschriebene dreiseitige hölzerne Schalbrettkonstruktion unmöglich die Wandung eines sich nach Westen öffnenden trapezförmigen Raumes gewesen sein kann – was immer sie war. Der Vorschlag des Rezensenten, in den mit 1209 und 1210 bezeichneten Wandeinschnitten im Umgang eine Fensternische mit einem Altar zu sehen, die natürlich in der Mitte und im Norden Gegenstücke gehabt haben müsste, hat keinen großen Anklang gefunden. Er hält dennoch daran fest, mit der Modifikation, dass es sich statt um Altäre – die quellenmäßig nicht nachweisbar sind – auch um Podeste für Reliquiare gehandelt haben könnte. Immerhin zählt Kroos elf Festtage auf, an denen einer oder mehrere Heilige in der Ostkrypta durch Lichter geehrt wurden, in der Westkrypta waren es vier.

Für an der Liturgie Interessierte bemerkenswert ist ein abgeschrankter Psallierchor im Westen (S. 79; 80). Die Deutung des flachen Fundamentes Bz102 als Unterbau für ein Chorgestühl geht sicher fehl, denn solche Einbauten bedürfen keines gemauerten Fundamentes, noch viel weniger der Pfostenlöcher Bz828, Bz832 und Bz833, die dem Gestühl hier zugeschrieben werden. Es dürfte sich vielmehr um das seitliche Fundament einer Chorschranke handeln, deren Ostabschluss wohl in der Schwelle Bz84c zu sehen ist, während der Westabschluss durch Bz874 gebildet wird. Es handelt sich um einen nachträglichen, relativ späten Einbau in den Alten Dom. Interessant ist er deswegen, weil zwischen diesem nach Westen ebenso wie zum Mittelschiff hin geschlossenen Psallierchor und den Chorstufen ein nordsüdlicher Durchgang verlief. Es bestand also die gleiche Disposition wie bei dem Psallierchor und dem Hochaltar beziehungsweise Sanktuarium (jetzt natürlich im Osten) im gotischen Dom. Auch in der Abteikirche Saint-Denis gab es diesen Durchgang, und in Spanien war er noch in der Neuzeit üblich.

Während die Rekonstruktion der Gestalt des Alten Domes im Übrigen nur noch Detailprobleme aufwirft, gibt es für die Datierung noch keinen Schlusstrich, stattdessen, wie mir scheint, eine Aporie, wobei wir davon ausgehen, dass die vorgeschlagene Datierung des Alten Domes in die Zeit von Erzbischof Bruno I., die in diesem Band nicht diskutiert wird, von Funden und Befunden und auch von den Schriftquellen her nach gegenwärtigem Stand kaum gestützt wird. Der

Baubefund selbst besagt nicht mehr und nicht weniger, als dass der Alte Dom in einem Zuge innerhalb kurzer Zeit erbaut wurde, das wären nach analogen Quellenaussagen also etwa sechs bis zehn Jahre. Die Datierung durch Keramik stützt sich auf insgesamt dreiundachtzig Keramikscherben (S. 95, auf S. 205 sind es einhundertvierunddreißig). Diese für Kirchengrabungen übliche geringe Fundmenge kann durchaus als aussagefähig angesehen werden. Höltken weist sie »sowohl technologisch als auch formenkundlich der Phase II vom Heumarkt aus der Zeit zwischen um 800 und der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts« zu. Sie unterscheidet sich damit von dem Keramikhorizont der siebziger bis achtziger Jahre des neunten Jahrhunderts und sei mit einem Baubeginn in den sechziger Jahren nicht in Einklang zu bringen. Dazu wäre zu bemerken, dass jegliche Datierung durch Einzelfunde aus Bauschichten methodisch ausschließlich einen Terminus post quem liefert. Die kurze Bauzeit – vielleicht drei bis fünf Jahre vor dem Schließen der entsprechenden Schichten – verminderte die Chance, dass sich zeitgenössisches Material unter verlagertes älteres mischte. Wenn es in der resümierenden Formulierung von Ruth Stinnesbeck (S. 210) heißt, »dass der archäologisch fassbare Teil des Gebäudes vor Aufkommen der Pingsdorfer Ware gestanden haben muss«, so ist dies im Hinblick auf die in diesem Band behandelte Datierungsfrage irrelevant, weil zu beiden Alternativen passend und daher völlig unstrittig. Letztlich ist im Ergebnis der Keramikuntersuchung eine Tendenz zu erkennen, aber kein methodisch einwandfreies Urteil im Sinne von Ja oder Nein.

Das Gleiche gilt für die Datierung Hochkirchen anhand von Zahneisenenspuren. Das Ergebnis der darauf aufgewendeten etwa fünfundvierzig Seiten (halb so viel wie der Anteil von Back) ist im Hinblick auf die Datierung des Alten Domes äußerst mager. Das hat methodische Gründe: Wohl ist die Einführung eines neuen Werkzeugs, wie zum Beispiel Jahrhunderte später die des Scharriereisens, in regionaler Ausbreitung innerhalb weniger Jahrzehnte des fünfzehnten Jahrhunderts chronologisch zu verfolgen. Die Ursache dafür bedarf keiner Erläuterung. Es ist aber kein Grund denkbar, weshalb ein seit der Antike bewährtes und dann seit dem zwölften Jahrhundert in vielen (aber nicht allen) Regionen wieder allgemein gebräuchliches Werkzeug von einem Jahrzehnt des neunten Jahrhunderts zum anderen vollständig außer Dienst gestellt werden sollte, zumal es in Italien weiter benutzt wurde. Ferner: Nach Hochkirchen sind »keine zuverlässig datierten Bauwerke aus der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts bekannt«, die Zahneisenenspuren aufweisen (S. 156). Aber – gesetzt den Fall, das sei richtig – wie viele Quadratmeter von unberührtem steinmetzmäßig bearbeitetem Mauerwerk oder Bauplastik mit entsprechenden Beobachtungsmöglichkeiten kennen wir aus dieser Zeit überhaupt? Wir können den größeren Teil des zehnten Jahrhunderts ruhig dazu nehmen, es dürften weniger als in der ersten Hälfte des neunten Jahr-

hunderts sein. Von den sieben Bauten, die Hochkirchen für die Zeit von etwa 800 bis 830 nennt, sind zwei in ihrer Datierung umstritten. Im Falle von Höchst lautet das Dendrodatum 850 (± 8), und zwar in einem oberen Bauteil. Sofern die hiergegen vorgebrachten Argumente zu vernachlässigen wären, was an dieser Bauzeit spricht gegen einen Baubeginn des Alten Domes etwa 858? Zahlreiche Spolien werden herangezogen. In den meisten Fällen ist der ursprüngliche Bauzusammenhang gestört oder unbekannt oder nicht mehr vorhanden. Es ist also methodisch nicht einsichtig, weshalb die Verwendung von Zahneisen seit 840 als beendet gelten soll. Richtigerweise schränkt Hochkirchen ihre Aussage auch ein mit dem Satz: »Eine Entstehung nach der Mitte des 9. Jahrhunderts ist kaum wahrscheinlich«, das heißt, sie ist von daher auch nicht ausgeschlossen. Besser erspart hätte die Verfasserin uns die zehn Seiten zur Datierung der Torhalle von Lorsch. Sie konnte aber bei Abfassung der Arbeit nicht wissen, dass dort inzwischen eine sehr gründliche Bauuntersuchung stattgefunden hat und auch die archäologischen Befunde einer Neubewertung unterliegen. Schon vorher war allerdings bekannt, dass die Halbsäulenkapitelle richtige Spolien sind und keine »Pseudo-Spolien«, die nur so tun als ob. Die zum Vergleich mit Lorsch herangezogene gläserne Wandinkrustation von Corvey hat mit der Torhalle nur das vom fünften und sechsten bis zum elften Jahrhundert verbreitete Motiv der »auf Lücke« gesetzten Sechsecke gemein, sonst nichts. Die materialreiche Beispielsammlung der Verfasserin zur Chronologie leidet unter einem Tunnelblick. So gibt es beispielsweise gekahlte Profilelemente oder nur zur Bogenseite ausgeführte Kämpferprofile nicht nur um 800, sondern auch bei hochromanischen Bauten, auch in Köln. Auch bei der Klassifizierung und Datierung der Fragmente von Bauornamentik des Domes muss man der Verfasserin nicht unbedingt folgen.

Der Vergleich der Domfundamente mit denen des Aachener Münsters ist sicher sehr bedenkenswert. Hinsichtlich der Abdeckung der Fundamente durch Quader und der Vorritzung von Pfeilerstandspuren sind aber nicht nur Aachen und die Einhardsbasilika in Seligenstadt heranzuziehen, sondern auch der Dom zu Paderborn mit seinem von Bischof Meinwerk 1009 bis 1014 erbauten Westwerk, womit das Datierungsargument schwach wird.

Vom Baubefund, von den Keramikfunden und von der Steinbearbeitung her ist eine Datierung des Alten Domes in die Periode Erzbischof Hildebalds möglicherweise etwas wahrscheinlicher als in die Zeit bald nach der Mitte des neunten Jahrhunderts. Die architektonischen Vergleichsbeispiele sprechen, soweit sie es überhaupt tun, eher für die Mitte des neunten Jahrhunderts. Aus der in diesem Band vorgelegten Neubewertung der stratigraphischen Befunde ergibt sich aber ein, wenn ich recht sehe, ganz neues, schwer lösbares Problem, und dies betrifft die Deutung des Vorgängerbaues des Alten Domes, die von der von Sebastian

Ristow 2002 vorgelegten radikal abweicht. Ristow rekonstruiert für seine Periode 3d ebenso wie Doppelfeld und Weyres vor ihm einen Großbau von 27,5 Metern Mittelschiffsbreite und über 95 Metern Länge, an dessen Westende das sogenannte Ringatrium angefügt ist, während der Ostteil die Schola cantorum und die weiter östlich gelegene Altarstelle umfasst. Dieser Rekonstruktion wird der Boden entzogen durch die Feststellung, dass etwa auf halber Länge von Bau 3d die Nordsüdmauern B192 (römisch) und B821 (römisch/fränkisch) höher reichen als alle Niveaus, die den Aufschüttungen für den Alten Dom vorangehen. Das bedeutet, dass dem Alten Dom nicht ein einzelner Großbau voranging, sondern mehrere Gebäude. Von diesen war das östliche eine Kirche von mindestens elfeinhalb Metern Breite und höchstens zweiundfünfzig Metern Länge, also etwa entsprechend der bisherigen merowingerzeitlichen Kirche. Westlich davon habe ein Komplex profaner Wohnbauten, möglicherweise ein Bischofspalast gelegen. Die bisher als Ringatrium interpretierte Struktur sei als mögliche profane Exedra zu deuten.

Es verwundert sehr, dass dieser Befund von den Befürwortern der Frühdatierung nicht als finales Argument gegen einen Ansatz des Alten Domes nach der Mitte des neunten Jahrhunderts verwendet wird. Georg Hauser ist nahe an dem Problem (S. 238), spricht aber die Konsequenz nicht aus: Wenn die neue Befundinterpretation zutrifft, ist es ja völlig ausgeschlossen, dass der Alte Dom erst nach 857 gebaut und 870/73 geweiht wurde. Der Vorgänger besaß keinen Altarraum im Westen. Der Hauptaltar für Petrus, auf den sich das Alkuingedicht der Zeit kurz vor 800 bezieht, hätte sich in diesem Falle im Osten befunden. Die Kathedrale des Erzbistums wäre vor der Mitte des neunten Jahrhunderts ein verhältnismäßig bescheidener Bau gewesen, der hinter den Kirchen in den neuen sächsischen Suffragan- und sonstigen Bistümern erheblich zurückgestanden hätte. Dies alles muss als äußerst unwahrscheinlich gelten, das heißt, ein großer Neubau um 800 erscheint von daher zwingend.

Der Grundriss des vermeintlichen Ringatriums scheint allerdings – entgegen der neuen Interpretation als Exedra eines Profangebäudes – eher eine Deutung als Apsis nahezulegen (diese deutet Back im Katalog an, lehnt sie aber ab), denn weshalb sollte eine Arkadenbrüstung mit mindestens 1,20 Metern Stärke erheblich breiter gegründet sein als die massive Rückwand? Nun zeigt das auf Tafel 1 abgebildete Profil durch das innere Halbkreismauerwerk B35, dass dieses aus einem älteren, 0,55 bis 0,65 Meter breiten, wohl mit dem äußeren Halbkreis B42 gleichzeitigen Teil und dazu aus einer Verbreiterung besteht. Es ist unverständlich, dass dieser wichtige Befund im weiteren Verlauf des Mauerwerks B35 bisher nicht überprüft wurde (S. 256), denn nur in dem Falle, dass der innere Halbkreis nicht stärker war als der äußere, kann eine Deutung als Exedra überhaupt erwogen werden. Wozu diente dann aber die eventuell nachträgliche Verstärkung des inneren Halbkreises? Doch wohl zur

nachträglichen Errichtung einer Apsis – wozu sonst? Dass übrigens die Exedra eines sonst nicht erweisbaren Profanbaues genau in die Achse der älteren wie der jüngeren Kirchen gerät, strapaziert den Glauben an Zufälle erheblich. Nun hat Hilde Claussen in ihrer Dissertation über die Heiligengräber im Frankenreich bereits 1950 – natürlich ohne Kenntnis der jetzt vorliegenden Kölner Befunde – eine mögliche Deutung des als Ringatrium bezeichneten Befundkomplexes bereitgestellt, sofern dessen Zweiperiodigkeit zutrifft. In ihrem Abschnitt über »Ostatrien« führt sie einen offenbar mehrfach vorkommenden Bautypus auf, der auf das nur in Schriftquellen belegte Vorbild von St. Martin in Tours (fünftes bis sechstes Jahrhundert) zurückgeht und der den Wallfahrern eine Annäherung an die Reliquien von außen her ermöglichte – hier natürlich mit der Richtungsumkehr bei der gewesteten Kirche. Dies würde bedeuten, dass sich dicht östlich, also im Bereich der Westkrypta des Alten Domes, in einem Altarraum bedeutende Reliquien befunden hätten. Das Problem besteht darin, dass der karolingische Dom sicher viele Reliquien, aber keinen Heiligenleib besaß. Indessen kennen wir zum Beispiel Krypten, die offenkundig in Erwartung eines Heiligenleibes angelegt wurden, der dann entweder kam – oder auch nicht, oder nur in Gestalt kleinerer Partikel.

Es hat fast den Anschein, als ob die Autoren ihren eigenen Interpretationen nicht recht trauen. Back formuliert vorsichtig. Er steht vor einem Handicap. Otto Doppelfeld hatte für stratigraphische Feinbeobachtung anscheinend nicht allzu viel Sinn. Bodenschichten erhielten von ihm nur dann eine Befundnummer, wenn sie den Charakter eines massiven Fußbodens hatten, sonst nicht. Man muss es für möglich halten, dass mit den abgetragenen Bodenschichten feine, aber wichtige Niveaus unbeobachtet verschwanden, bedenkt man vor allem die Bedingungen der Grabung, bei denen eine Arbeit in der Fläche nur in wenigen Bereichen möglich war und im übrigen mühselig unter Tage gegraben wurde. Der Grabungstechniker Wilhelm Schneider hat sich bei der Domgrabung zu einem hervorragenden Fachmann entwickelt. Seine Ausbildung lag aber zunächst in den Händen des Kölner Grabungsleiters. – Es gibt übrigens ganz allgemein auch archäologische Stätten und Areale, bei denen ebenso viele Schichten abgetragen wie aufgeschüttet wurden. Die Gefahr des Schichtenschwundes ist angesichts der massiven Niveauerhöhung für den Alten Dom zwar als sehr gering einzuschätzen, aber auch nicht völlig auszuschließen. Hatte also Doppelfeld etwa doch ein richtiges Gespür, als er einen Vorgänger für seine Periode VII, den Alten Dom, unter dessen Fundamenten vermutete? Die Schwarze Schicht B1108 hat sich in zusammenfassender Betrachtung als recht heterogen gezeigt. Ist sie auch stratigraphisch so uneinheitlich, wie in Katalog und Text eher indirekt angedeutet wird?

Zu den Befunden ist jetzt ein neuer Aufsatz von Sebastian Ristow erschienen (Rhein. Vierteljahrsbl. 77, 2013, mir nach Konzeption des Vorstehenden durch

einen Vorabdruck durch den Verfasser übermittelt). Dieser fasst eine mögliche Ergänzungsgrabung und eine Tagung zu den Architekturproblemen ins Auge.

Und die Schriftquellen? Es fehlt eine Weihenachricht für einen um 800 errichteten Dom, und Clemens Bayer hat natürlich darin Recht, dass die erzbischöfliche Kathedrale nicht siebenzig Jahre lang ungeweiht bestanden haben kann. Weshalb wurde 870/873 geweiht oder neu geweiht? Es kann keine »Rekonziliationsweihe« (Untermann) gewesen sein, vielmehr ist sie mehrfach überliefert und mutmaßlich um mehrere Jahre aufgeschoben worden. Das Ereignis von 857 hätte Spuren hinterlassen können, aber nicht müssen. Jedenfalls sind im Befund keine entsprechenden Beschädigungen erkennbar. Der Fußboden B184 ist zwar an mehreren Stellen repariert worden und könnte Schadstellen verbergen, bei der Vielzahl von Profil-

schnitten (vgl. dazu Abb. 27) hätten diese aber doch irgendwo zutage treten müssen, wobei das Wirken missmutiger Geister wohl als Befund nicht unbedingt erkennbar wäre. Lassen wir Tendenzberichterstattung beiseite, die Quellen zu 857 und 870/873 finden im Befund kein Echo, wenn man den Alten Dom um 800 datiert. Soll man auf die früher gern diskutierte spätmittelalterliche Überlieferung zurückkommen, der Dom habe einst an anderer Stelle, zum Beispiel bei St. Cäcilien gestanden? So einfach wollen wir es uns nicht machen.

Der Rezensent gesteht, er ist ratlos. Hat er etwas übersehen? Oder stehen wir vor einer Aporie, die mit dem gegenwärtigen Kenntnisstand nicht lösbar ist? Also Sokrates: Ich weiß, dass ich nichts weiß?

Münster

Uwe Lobbedey